



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter [www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

Christopher Ryan und Cacilda Jethá

# **SEX – DIE WAHRE GESCHICHTE**

Aus dem Amerikanischen  
von Birgit Herden

Mit einem Vorwort  
zur deutschsprachigen Ausgabe  
von Ulrich Clement



Klett-Cotta

*Eure Kinder sind nicht eure Kinder.  
Es sind Söhne und Töchter von  
des Lebens Verlangen nach sich selbst.*

KAHLIL GIBRAN

## Vorwort zur deutschsprachigen Ausgabe

Ein starkes Buch. Eine starke These. Wenn man die ernst nimmt, hat sie dramatische Konsequenzen für unsere Sexualmoral und ganz besonders für unsere Einstellung zu sexueller Treue.

Christopher Ryan und Cacilda Jethá attackieren das »Standard-narrativ«, also das herrschende Paradigma, der Verhaltensbiologie. Diesem zufolge werde als genetische Disposition weitergegeben, was sich seit der Steinzeit bei der sexuellen Partnerwahl durchgesetzt hat: Frauen suchen ressourcenreiche Männer, die wiederum hinter jungen attraktiven Frauen her sind. Und beide Geschlechter kontrollieren eifersüchtig, dass es trotz gegenläufiger Impulse halbwegs monogam zugeht.

Ryan und Jethá halten dem entgegen, dass das Modell nur für agrarische Kulturen mit langfristiger Erbfolge und Besitzregelungen Sinn mache. In der früheren Jäger- und Sammler-Horde sei nicht Besitz, sondern Teilen und Gemeinsamkeit viel funktionaler für das Überleben gewesen. Langfristigkeit sei damals irrelevant gewesen, man habe als Horde besser überlebt, wenn man sofort geteilt habe, was da war.

Das sei nicht nur in Bezug auf die gesammelte und erjagte Beute klug gewesen, sondern auch für die Geschlechterbeziehungen. »Geteilte Elternschaft« ist das Modell, das sie aus ihren Befunden herauslesen. Das für die Männer so heikle Problem der Vaterschaftsungleichheit sei erst beim Übergang in die agrarische Sesshaftigkeit aufgetaucht. Die Jäger und Sammler seien mit einer habituellen Großzügigkeit innerhalb der Gruppe besser gefahren.

Damit drehen die Autoren den konventionellen Spieß um: Vaterschaftsungewissheit führe nicht zu Rivalität und Kontrolle der Frauen, sondern zu geteilter Verantwortung: Jedes Kind könnte ja das eigene sein.

Ihre sorgfältig belegten Befunde werden mit intellektuellem Pfiff und Ironie gegen eine ganze Zunft in Stellung gebracht, die Eifersucht, Rivalität und Monogamie als genetisch begründete anthropologische Konstanten behandelt. Die Mission für die heutigen Paare ist klar: Angesichts von Patchworkfamilie, Adoption, Untreue und Polyamorie solle man das mit Elternschaft und Untreue nicht so streng nehmen. Vielmehr werben Ryan und Jehá für eine originell ausgelegte Form von Familienfreundlichkeit, derzufolge man sexuelle Zuneigung großzügiger sehen solle und sich bei Untreue nicht gleich aufregen oder gar trennen müsse.

Mir gefällt diese pfiffige Attacke auf den verhaltensbiologischen Mainstream: Selbst wenn Ryan und Jehá im strengen Sinne keine Beweise haben, können sie sich doch auf eine ganze Reihe von Plausibilisierungen beziehen und so die Paarungsgeschichte der Gattung Mensch neu erzählen. Ein Ratgeberbuch ist das nicht (davon gibt es ja genug), aber die Autoren haben einen kraftvollen Pflock in der Landschaft der Paar- und Familientheorien eingeschlagen. Das Dilemma zwischen monogamen Bindungswünschen und polygamer Offenheit, das die Gegenwartsmenschen umtreibt, haben sie damit nicht entschärft, ebensowenig wie sie für den Umgang mit Eifersucht eine entspannte Lösung bieten. Aber wer glaubt schon banalen Lösungen, wenn man sich klarmacht, dass man mit seinem Paarungsverhalten die ganze Gattungsgeschichte am Hals hat? Das Buch demontiert viele Gewissheiten, die uns die Verhaltensbiologie anbietet. Man mag das beunruhigend finden. Aber es hinterlässt auch eine heitere Spur, wenn man sich von seiner Botschaft von Gelassenheit und Großzügigkeit anstecken lässt.

Ulrich Clement,  
Heidelberg, im März 2016

## Vorwort

# Eine Begegnung unter Primaten

*Die Natur, Mister Allnut, ist das, worüber wir uns in dieser Welt erheben sollten.*

KATHERINE HEPBURN als Miss Rose Sayer in *African Queen*

An einem schwülen Nachmittag im Jahr 1988 standen einige Einheimische am Eingang des botanischen Gartens im malaysischen Penang und verkauften Erdnüsse. Ich war mit meiner Freundin Ana unterwegs, wir wollten uns nach einem üppigen Mittagessen die Beine vertreten. Als die Männer unsere Verwunderung bemerkten, erklärten sie uns, dass die Erdnüsse nicht für uns gedacht seien, sondern für die niedlichen Affenkinder, von denen einige auch gerade auf einem Grünstreifen umhertollten, wie uns nun auffiel. Wir kauften einige Tüten.

Bald schon kamen wir zu einem kleinen Kerl, der an seinem Schwanz direkt über dem Weg hing. Die ach so menschlichen Augen hefteten sich flehentlich auf die Nusstüte in Anas Hand. Bezaubert blieben wir stehen und führten uns auf wie Mädchen vor einem Wurf kleiner Kätzchen – da brach plötzlich aus dem Unterholz die blanke Gewalt über uns herein. Ein ausgewachsener Affe schoss an mir vorbei, prallte von Ana ab und war blitzartig wieder verschwunden, mitsamt den Nüssen. Anas Hand blutete an der Stelle, wo er sie gekratzt hatte. Wie betäubt standen wir da, zitternd und sprachlos. Es war so schnell gegangen, dass wir noch nicht einmal hatten schreien können.

Als das Adrenalin allmählich abebbte, verwandelte sich mein Schreck in heftige Empörung. Ich fühlte mich betrogen wie nie zu-

vor. Zusammen mit den Nüssen hatte ich den kostbaren Glauben an die Reinheit der Natur verloren, die Vorstellung, dass das Böse ein speziell menschliches Gebrechen sei. Ich war nicht einfach nur wütend; ich war philosophisch gekränkt.

Zugleich hatte mich der Vorfall verwandelt. Meine Brust schien anzuschwellen, meine Schultern breiter zu werden. Ich meinte, mehr Kraft in den Armen zu verspüren, meine Sicht wurde schärfer. Ich fühlte mich wie Popeye nach einer Dose Spinat. Drohend starrte ich ins Gehölz, ganz das Primaten-Schwergewicht, das sich von diesen Fliegengewichten nichts mehr würde bieten lassen.

Ich war lange genug durch Asien gereist, um zu wissen, dass die Affen dort keine Ähnlichkeit mit ihren Trompete spielenden, das Tamburin schlagenden Vettern haben, die ich als Kind im Fernsehen erlebt hatte. Freilebende asiatische Primaten zeichnen sich durch etwas aus, was mich schockierte und verwirrte, als ich es das erste Mal wahrnahm: Selbstachtung. Begeht man den Fehler, einem Affen auf den Straßen von Indien, Nepal oder Malaysia längere Zeit in die Augen zu blicken, findet man sich unvermittelt mit einer streitlustigen, intelligenten Kreatur konfrontiert. Mit finsterner, vage an Robert de Niro erinnernder Miene scheinen sie zu fragen: »Was zum Henker glotzt du denn so? Willst du dich etwa mit mir anlegen?« Diese Typen steckt man bestimmt nicht in eine niedliche rote Weste.

Wenig später gelangten wir zu einem weiteren flehentlichen, haarigen Gesicht, das inmitten einer Lichtung kopfüber von einem Baum hing. Ana war bereit, zu verzeihen und zu vergessen. Und obgleich ich selbst fest gewappnet gegen jede Niedlichkeit war, willigte ich ein, ihr die verbliebene Nusstüte zu geben. Das Unterholz schien ausreichend entfernt, um einen Überraschungsangriff unmöglich zu machen. Doch als ich die Tüte aus meiner schweißnassen Hosentasche zog, muss das Knistern des Zellophans wie eine Essensglocke durch den Dschungel geklungen haben.

Im Handumdrehen tauchte ein riesiges, arrogant dreinblickendes Vieh am Rand der Lichtung auf, knapp zwanzig Meter von uns entfernt. Der Affe starrte uns an, schien über die Lage nachzuden-

ken, mich abzuschätzen. Mit einem übertriebenen Gähnen riss er sein Maul auf und entblößte seine Reißzähne, eine wohlkalkulierte Mischung aus beiläufiger Verachtung und Drohung. Entschlossen, hier jedem Machtvakuum zuvorzukommen, hob ich einen kleinen Ast auf und schleuderte ihn lässig in seine Richtung. Er sollte wissen, dass mit mir nicht zu spaßen war. Sein Blick folgte dem Ast, der ein bis zwei Meter vor ihm zu Boden fiel, dabei zuckte er mit keinem Muskel. Dann legte sich seine Stirn in Falten, und auf unheimliche Weise wirkte es, als hätte ich seine Gefühle verletzt. Er sah zu mir auf und blickte mir direkt in die Augen. In seiner Miene lag keine Spur von Angst, Respekt oder Humor.

Wie eine Kanonenkugel schoss er los, setzte über den Ast hinweg, die gelben, säbelartigen Reißzähne gebleckt, und sprang mit lautem Kreischen direkt auf mich zu.

Zwischen der angreifenden Bestie und meiner verängstigten Freundin gefangen, begriff ich zum ersten Mal, was ein »wildgewordener Affe« wirklich bedeutet. In meinem Geist legte sich ein Schalter um, und ich verlor jede Kontrolle. Schneller als ich denken konnte, flogen meine Arme nach oben, die Beine sprangen in Kampfstellung und meine von Kaffee verfärbten und vom Kieferchirurgen begradigten Zähne entblößten sich zu einem wilden Schrei. Hilflös war ich im Dominanz-Gehabe gefangen, ein wie wahnsinnig umherspringendes und spuckendes Abbild meiner selbst.

Ich war genauso überrascht wie er. Er richtete sich auf und starrte mich ein oder zwei Sekunden an, bevor er langsam wieder zurückwich. Dieses Mal, da bin ich mir ziemlich sicher, lag in seinen Augen ein leises Lachen.

Über die Natur erheben? Keine Chance. Lassen Sie es sich von Mr. Allnut gesagt sein.

## Einleitung

# Schon wieder eine gut gemeinte Inquisition

Vergessen Sie, was man Ihnen über die Abstammung des Menschen erzählt hat. Wir stammen nicht von den Affen ab. Wir *sind* Affen, genauer gesagt Menschenaffen: Sowohl metaphorisch als auch rein faktisch gehört *Homo sapiens* zu den fünf noch existierenden Arten der Großen Menschenaffen, zusammen mit den Schimpansen, Bonobos, Gorillas und Orang-Utans (Gibbons zählt man zu den Kleinen Menschenaffen). Wir und zwei dieser Arten – die Bonobos und die Schimpansen – stammen von einem gemeinsamen Vorfahren ab, der vor nur fünf Millionen Jahren lebte.<sup>1</sup> In evolutionären Maßstäben war das quasi vorgestern. Unterschiede findet man nur im Kleingedruckten, weshalb eine Unterteilung in Menschen und Große Menschenaffen von den meisten Primatologen heute als künstlich angesehen wird.<sup>2</sup>

Wenn wir »über« der Natur stehen, dann nur wie ein Surfer, der seine zitternden Beine in ein Brett »über« dem Ozean stemmt. Selbst wenn wir nicht ausrutschen, kann unsere innere Natur uns jeden Augenblick in die Tiefe ziehen. In westlichen Kulturen entsteht leicht der Eindruck, wir Menschen seien etwas Besonderes, einzigartig unter allen Lebewesen. Wir wähnen uns über und außerhalb der natürlichen Welt, befreit von den Einschränkungen, die das Leben für Tiere bereithält. Die Natur ist unter unserer Würde, und wo sie doch durchscheint, empfinden wir Scham oder Ekel – als sei sie etwas Übelriechendes und Unordentliches, das man besser hinter zugezogenen Läden verbirgt und mit frischem Minzgeruch überdeckt. Oder aber wir überkompensieren und

stellen uns die Natur als weichgespültes Paradies vor, unschuldig und zugleich weise, edel und im inneren Gleichgewicht.

In Wahrheit sind wir, genau wie Bonobos und Schimpansen, die triebgesteuerten Nachkommen hypersexueller Vorfahren. Das mag übertrieben klingen, doch es sind schlichte Fakten, die eigentlich zur Allgemeinbildung gehören sollten. Die Konvention der monogamen Bis-dass-der-Tod-euch-scheidet-Ehe droht unter dem Ballast einer falschen Überlieferung zu kollabieren, die uns beharrlich eine andere Identität andichten will.

Worum geht es eigentlich beim Sex zwischen Menschen, und wie ist unsere Sexualität entstanden? Mit diesem Buch möchten wir darlegen, wie durch die radikalen kulturellen Umwälzungen, die vor ungefähr 10 000 Jahren begannen, die wahre Geschichte der menschlichen Sexualität zu einem derart subversiven Gedankengut umgeformt wurde, dass sie nun schon seit Jahrhunderten von Religionen unterdrückt, von Medizinern pathologisiert, von Wissenschaftlern geflissentlich ignoriert und von moralisierenden Therapeuten vertuscht wird.

Unsere heutige Sexualität wird von tiefen inneren Konflikten heimgesucht; die von der Gesellschaft kultivierte Ignoranz wirkt dabei verheerend. Jede zweite Ehe zerbricht in einem Strudel aus sexueller Frustration, Langeweile, schwindender Libido, Seitensprüngen, Funktionsstörungen, Verwirrung und Scham. Die serielle Monogamie erleben viele Menschen als eine Kette des Versagens, als vereinzelte Glücksmomente in einem dunklen Meer der Enttäuschung. Wie viele Paare würden langfristig überhaupt zusammenbleiben, hätten sie nicht ihr Liebesleben auf dem Altar dreier Freuden geopfert, die im Leben durch nichts zu ersetzen sind: Familie, Kameradschaft und, wenn schon nicht sexuelle, dann wenigstens emotionale Intimität? Ist, wer nichtsahnend dieses Glück anstrebt, wirklich von der Natur dazu verdammt, die Libido des Partners langsam, aber sicher zu strangulieren?

Das spanische Wort *esposas* bedeutet sowohl »Ehefrauen« als auch »Handschellen«. Im Englischen witzeln Männer wehmütig über ihre Fußfessel. Aus gutem Grund bezeichnet man die Hei-

rat oft melancholisch als den Anfang vom Ende des männlichen Sexlebens. Und den Frauen ergeht es keineswegs besser. Wer möchte schon sein Leben mit einem Mann verbringen, der sich durch seine Liebe gefangen und reduziert fühlt, dessen Anstand die Beschränkung seiner Freiheit bedeutet? Wer will sich schon sein Leben lang dafür entschuldigen, nur eine einzige Frau zu sein?

Ganz offensichtlich läuft etwas grundlegend falsch. Laut der American Medical Association leiden etwa 42 Prozent der amerikanischen Frauen unter sexuellen Funktionsstörungen, während die Verkaufszahlen von Viagra Jahr um Jahr sämtliche Rekorde brechen. Die weltweiten Einnahmen aus Pornografie werden auf jährlich 57 bis 100 Milliarden Dollar geschätzt. In den USA sind sie größer als die der drei großen Fernsehanstalten (CBS, NBC und ABC) zusammen und übersteigen auch die Lizenzeinnahmen aus Football, Baseball und Basketball. Im U.S. News and World Report heißt es: »Amerikaner geben mehr Geld in Stripclubs aus als insgesamt für Theater, Oper, Ballett und klassische Konzerte.«<sup>3</sup>

Es lässt sich nicht leugnen – wir sind eine Spezies mit einer Schwäche für Sex. Derweil scheint die sogenannte traditionelle Ehe von allen Seiten unter Beschuss zu sein – und zerbricht zugleich an inneren Widersprüchen. Selbst die eifrigsten Verfechter einer »normalen« Sexualität geraten allmählich ins Schleudern, angesichts der zahllosen bloßgestellten Politiker, wie zum Beispiel Clinton und Kirchenmänner, die vollmundig von Familienwerten tönen, bevor sie sich zu ihren Stelldicheins mit Geliebten, Prostituierten und Praktikantinnen davonstellen.

Die Verleugnung hat nicht funktioniert. Hunderte katholischer Priester haben Tausende Sexualverbrechen allein in den vergangenen Jahrzehnten gestanden. 2008 zahlte die katholische Kirche 435 Millionen Dollar Schmerzensgeld wegen sexuellen Missbrauchs. Mehr als ein Fünftel der Opfer war jünger als zehn Jahre. So viel wissen wir. Das noch länger zurückliegende Leid ist kaum vorstellbar – das Leid aus siebzehn Jahrhunderten, seit Papst Siricius (um 385?) mit den ersten Dekreten »Decreta« und »Cum in unum« Priestern jegliches Sexualleben untersagt hat.

Lässt sich die Schuld, die aus dieser irregeleiteten Unterdrückung grundlegender sexueller Bedürfnisse entstanden ist, überhaupt er-messen?

Unter Androhung der Folter wurde Galileo 1633 von der Inquisition der Römisch-katholischen Kirche zu der öffentlichen Falschaussage gezwungen, die Erde sei das unbewegliche Zentrum des Universums. Dreieinhalb Jahrhunderte später, im Jahr 1992, gab Papst Johannes Paul II. zu, dass der Wissenschaftler recht gehabt hatte – die Inquisition sei aber »gut gemeint« gewesen. Es geht doch nichts über eine gut gemeinte Inquisition!

Genau wie die kindisch-eigensinnige Vorstellung von einem Universum, das um die Erde kreist, bietet das Standardnarrativ der prähistorischen Vergangenheit raschen und schlichten Trost. Und wie Papst um Papst jegliche Kosmologie untersagte, die dem Menschen seine zentrale Stellung in den endlosen Weiten des Alls nehmen wollte, so wie Darwin früher (und in manchen Kreisen noch immer) für seine Erkenntnis, der Mensch sei durch Naturgesetze entstanden, verspottet wurde, genauso können manche Wissenschaftler auf Grund emotionaler Widerstände noch immer nicht den Gedanken zulassen, dass es eine Evolution der Sexualität ohne monogame Kernfamilie gegeben haben könnte. Wir leben zwar angeblich in liberalen Zeiten, doch manche auf der Hand liegenden, schmerzhaften Wahrheiten darf man nicht aussprechen. Der Gegensatz zwischen dem, was wir fühlen sollen, und dem, was wir tatsächlich fühlen, ist möglicherweise die Hauptursache von Verwirrung, Unzufriedenheit und unnötigem Leid. Die üblichen Antworten lösen ja nicht das Rätsel, das unser Liebesleben durchzieht: Warum sind Männer und Frauen in ihren Sehnsüchten, Fantasien, Reaktionen und in ihrem Sexualverhalten so verschieden? Warum betrügen wir einander und lassen uns immer häufiger scheiden, sofern wir überhaupt noch heiraten? Woher kommen die Heerscharen alleinerziehender Mütter und Väter? Warum schwindet die Leidenschaft oft schon bald nach der Hochzeit? Wodurch erlischt das Verlangen? Nachdem doch beide Geschlechter hier auf Erden von der Evolution geformt wurden,